

# Romantisches Birstal

Autor(en): **Müller, C. A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **9 (1947)**

Heft 7

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860639>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Romantisches Birstal.

Von C. A. Müller.

In meinen Kinderjahren war es meinen Geschwistern und mir stets ein besonderes Vergnügen gewesen, wenn es aus dem Munde des Vaters hiess, der nächste Sonntag sei für eine Wanderung ins Kaltbrunnental bestimmt. Nicht dachten wir dabei zuerst an die wechsellvollen Winkel und launigen Einfälle des langen und gewundenen Bachlaufes, sondern an die kurze Eisenbahnfahrt bis Grellingen.

Nie unterliessen wir es, hinter Aesch die Köpfe so weit als möglich aus den Wagenfenstern zu recken, nicht achtend der elterlichen Warnungen. Aber wir mussten diese in den Wind schlagen, wollten wir mit unsern Blicken erhaschen, was es hier zu erhaschen gab. Hier gewannen wir nämlich kurz vor dem kleinen Tunnel, der die erste Juraklus durchbohrt, einen raschen Nahblick auf den Burgturm von *Angenstein*. Schon damals kam uns die Burg wie die Erhöhung des Felsens bis an den Himmel vor. Das blieb mir bis heute und noch immer meine ich, es gäbe nicht schnell eine Burg, die so mit ihrem Fels verwachsen ist wie gerade Angenstein.

Angenstein wurde zum Eingangstor einer romantischen Welt, die nicht nur in der Kinderzeit ein Märchenland ersetzte, sondern die auch später immer wieder nahe war, wenn es galt, sich vom grauen Alltag und Getriebe der Stadt zu lösen. Ich erinnere mich noch wohl, wie überrascht ich das erste Mal gewesen war, als der Tunnel von Angenstein hinter mir lag, das Tal aber nicht wie erwartet, gleich weit und offen wie unterhalb der dunkeln Höhlung vor mir lag, sondern eng und gewunden, sodass der Blick nicht weiter ging als bis zu einer nahen Waldhalde, aus der die weissen Flühe leuchteten. Die Dörfer Duggingen und Grellingen schienen in tiefen Smaragdschalen zu liegen, deren Rand vom Silberstreifen der Jurafelsen umschlossen war. Allenthalben war die Welt in kleine Kammern eingeteilt, wie in einem lieben kleinen Eigenheim, wo man jedes Zimmer kennt und gerne durch die Türen in den nächsten Raum tritt, um froh und leicht gestimmt sich niederzusetzen. So waren die Klusen nur immer bestimmt, hinter sich eine Ueberraschung zu bergen.

Dass ich einmal in meinem späteren Leben eigentlich wider Willen in diesem romantischen Birstal festgehalten würde, hätte ich wohl nie geglaubt, wenn es mir einer vorausgesagt hätte. Hätte ich mir doch nicht denken können, eine Landschaft, die einem nur Freude gemacht, könnte auch einmal schmerzlich wirken. Damit war es nun allerdings nicht gar so schlimm. Denn immer, wenn die äussern Umstände eine Last werden wollten, kam von innen her die alte Kinderzeit zu Hilfe und überwand mit ihrer einst unbewusst erlebten Freude auch jetzt wieder das Schwere.

Dieses Erlebnis brachte der letzte *Weltkrieg*, der vielen Menschen übel mitgespielt hat, der aber gewiss doch manchen eine Bereicherung ihres Lebens und eine Erweiterung menschlicher Erfahrung gebracht hat.

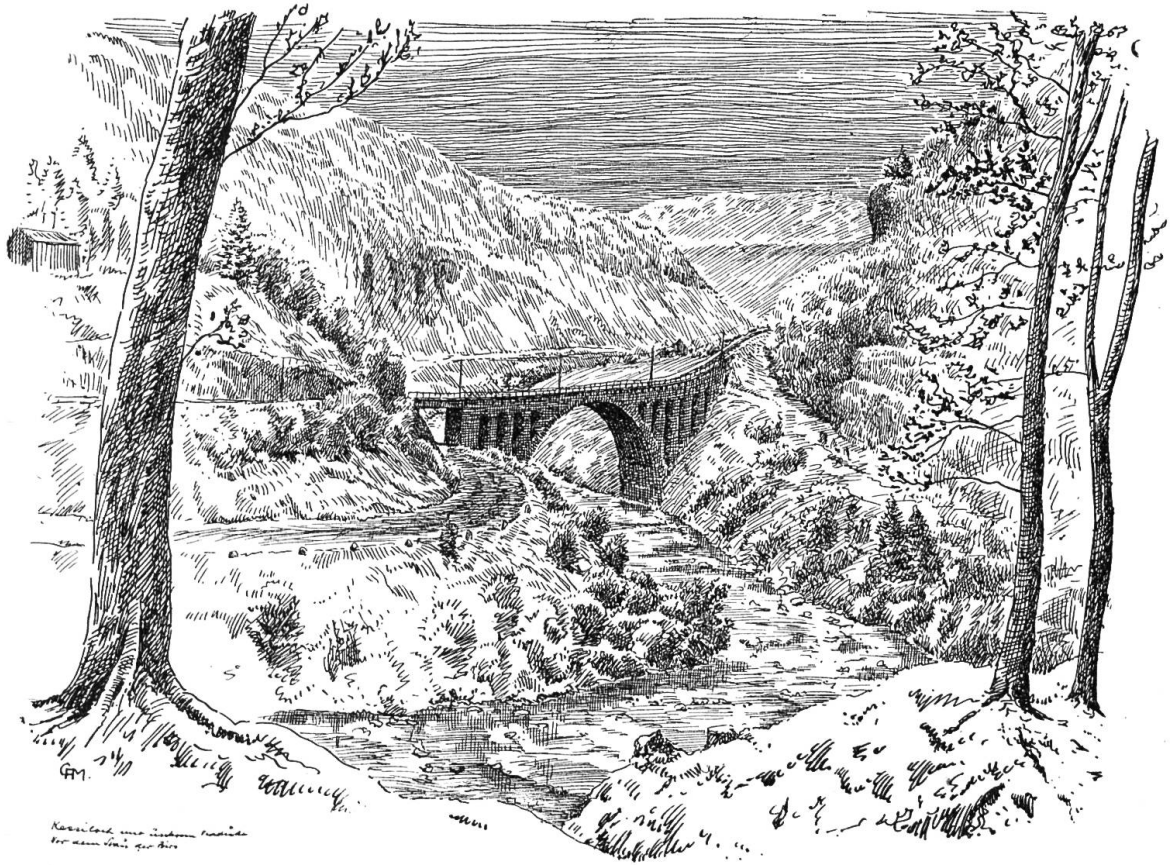
Dunkel schon dräute der wuchtige Burgturm von Angenstein in die Talenge und nur der Brückenbogen über die tiefeingefressene schmale Birs hatte einen Rest der Tageshelle an sich haften, als eine Kolonne von vierzig Mann am linken Flussufer, nahe der dortigen Wirtschaft, einen kurzen Halt machte. Der Marsch ging talaufwärts, und es galt, noch vor Mitternacht einen Posten abzulösen, der eine der zahlreichen Birsklusen bewachte. Ich erinnere mich noch wohl, wie im Dämmerlicht das Turmgeviert der Burg schwarz über den Wald hinausragte und mir, der ich mit bei der Kolonne war, das Gefühl eingab, Angenstein müsste nun hinter uns das Tal verriegeln, um uns für lange Zeit nicht mehr ins Freie zu lassen.

Es war im Dezember und empfindlich kalt. Die Strasse, auf der wir bald weitermarschierten, war stellenweise von einer dünnen Eisschicht überzogen. Von der tiefen Rinne der Birs her krochen Nebelschwaden herauf und setzten sich in den Bäumen am Fluss-Saum, an Strasse und Waldrand fest. Gespenstisch verwickelt erschienen darin die Aeste, wie in einen halb zerknüllten Schleier eingeschlungen. Auf einzelnen Wiesenstücken und Ackerplätzen hatte sich strichweise Schnee festgesetzt; es war der erste auf unserm Marsch, denn unterhalb Angenstein war die Landschaft noch in herbstbraunes Gewand gekleidet gewesen.

Zaghaft kroch der Mond aus dem unruhigen Gewölk heraus und liess sich alsogleich von dem aus der Talfurche aufsteigenden gierigen Nebel verschlingen.

Jetzt kamen wir an einem Wegkreuz vorüber, das sich in das Dunkel des Waldrands drückte und den Zweck seines Daseins, einen längst sich ereigneten Unglücksfall, fast ängstlich verbarg. Die Kolonne stand hier nicht still, wie wir dies als Kinder an der Hand unserer Eltern getan, wenn wir auf schmalen Fussweg von der nahen Burgruine Pfeffingen hier herabgekommen waren. Diese Burg hielt sich im nächtlichen Dunkel völlig verborgen und doch dachte ich auch heute ihrer.

Ich muss es jetzt sagen, dass ich es war, der die Kolonne ins Tal hinein führte, denn eben an dieser Stelle übernahm es mich, zu den Kameraden neben mir in Reih und Glied von den Eindrücken der nächtlichen Landschaft zu reden. Gerne gab ich allen das Gespräch frei, um die Urteile meiner Mitwanderer zu vernehmen. Die Einen zündeten sich rasch eine Zigarette an, während die andern mein angetöntes Thema anschlugen. Nur einer hatte bei seinen Rasereien mit dem Motorrad in dieser Gegend nichts Besonderes sehen wollen; bei allen übrigen, die mitsprachen, hatte das friedliche Birs-tal einen starken Eindruck gemacht. Der hatte schon oft im Flusse gefischt und kannte darum die stillen und die stark strömenden Wasserwinkel, die Tiefen unter den Schwellen, die Schäden, die von Hochwassern an den Ufern angerichtet worden waren. Jener hatte die romantischen Nebentälchen, die Eggfluh und andere Höhen um Grellingen in bester Erinnerung. Ein Kamerad — es war jener, der immer des Lebens Genüsse am besten auszukosten wusste — berichtete von einem heimlichen Bummel mit seiner Liebsten, der ihn, vom Regen überrascht, in die Heuhütten oberhalb des Dorfes Grellingen verschlug. Traurig muss er deswegen nicht gewesen sein — während seine Kameraden allerlei schlechte Witze machten, lachte er stille in sich hinein.



Das Kessiloch mit unterem Viadukt vor dem Stau der Birs.

Zeichnung von C. A. Müller.

Beim Halt in Grellingen war's stockdunkle Nacht. Der Wasserfall bei der Fabrik im Unterdorf rauschte schwach zwischen den vereisten Strähnen. Auf den Strassen und in den Häusern schien alles Leben erstorben. Selbst hinter den verschlossenen Fensterläden der Wirtschaften, die so mancher von uns gerne betreten hätte, war alles totenstill.

Noch eine halbe Stunde Marsch in der Dunkelheit und wir hatten die Enge des Birstales erreicht, die oberhalb Grellingen den Fluss in die Zange nimmt, dass er sich wildrauschend um die Felsen winden muss.

Das « Kessiloch » war bisher den meisten meiner Kameraden bekannt gewesen als der Ort, wo im Weltkrieg von 1914/18 zahlreiche Einheiten, die hier Dienst getan, ihre Kantonswappen und andere Bildnereien an die Felswände gemalt hatten. Mancher war hier vorübergegangen, wenn er ins Kaltbrunnental strebte, das mitten in der Schlucht von Süden her einmündet. So vereinigte sich hier die Romantik der Natur mit lebendigen Erinnerungen aus früheren Kriegszeiten. Aber dass nun auch wir in diesen verlorenen Winkel hinein verschlagen wurden und zudem in kalter Winterszeit, während es Weihnachten und Neujahr zuging —, das wollte den meisten Mannen, die mit mir nun auf schmalen Pfad von der Landstrasse abbogen, nicht in den Kopf. Und ich muss gestehen, auch mich, der ich diesen markanten Ort im

Birstal stets mit besonderem Behagen genossen, kam heute abend ein leises Widerstreben an.

Droben auf einem von dichtem Winterwald umgebenen Platz harrte die abzulösende Mannschaft auf uns, ungeduldig. Aus einer nahen Baracke drang schwaches Licht; sein Strahl liess gerade noch die begrenzten Möglichkeiten des Daseins erkennen, ohne dass man Natur und Menschen genau auseinander halten konnte. Mit etwelchen Schwierigkeiten wurde der Posten übernommen; die Aufgaben waren vielartig und die Wachtposten weit zerstreut. Bis die Wachen allenthalben abgelöst waren, verging noch mehr als eine halbe Stunde. Endlich zog die alte Mannschaft ab; die eigene musste rasch in ihre Pflichten eingeweiht werden. Noch ehe unsere Mannen ihre Schlafstätten in mehreren Baracken recht bezogen hatten, begann schon der Wachtdienst nach einem komplizierten Plan. Wie dies vor sich geht, weiss jeder, der schon solchen Dienst geleistet. Das Einzigartige hier war denn auch nicht dies, sondern die Oertlichkeit. Es war, als müsste ich nun die Romantik des Birstales auf ganz besondere Weise kennen lernen.

Schon die erste Nacht brachte grimmige Kälte. Das Silbergeflimmer des Rauhrefs hatte bis in die frühen Morgenstunden auch dem kleinsten Zweiglein eine dichte Hülle gebracht. Die erste Arbeit des schwach anbrechenden Tages war, alle Stufen, die in langen Reihen zu den Wachtposten unten am Fluss führten, vom Eise zu befreien und tiefer auszuhauen. Denn Stunde um Stunde galt es, bei Tag wie bei Nacht, auf ihnen hinab und hinauf zu steigen. Der Fluss rauschte hier gewaltig und sein Sang wiederhallte unter den beiden grossen Steinbrücken, die sich über das wild strömende Wasser schwan- gen. Die Wachen, die hier hinabgestellt wurden, mussten gute Läufer und Lauscher sein.

Aber nicht minder eigentümlich war's, oben über die Brücken ans jenseitige Ufer zu gehen. Wie oft raste ein Bahnzug daher und die kleine Kolonne der Ablösenden musste sich eng an das Geländer pressen, um nicht vom Sturmwind erfasst und mitgerissen zu werden. Seit bei einer Besetzungsübung einer der Kameraden mitten im Geleise gestürzt war und vor einem heranbrausenden Zug eben noch auf die Seite gerissen werden konnte, galt es, doppelt vorsichtig nach allen Seiten Umschau zu halten. Bei Nacht war das Begehen der Brücken weniger gefährlich als am Tag. Da geisterte wenigstens schon von weitem ein Licht den Talwänden entlang, ehe noch der Schall um die Felsecke drang. Nur wenn der Nebel zu dick war, fiel auch diese Hilfe aus.

Der Dienst wurde mit jeder Woche strenger. Mitten in der Nacht kam ein Offizier und verlangte einige Mann für einen benachbarten Posten. Sie mussten gegeben werden, obschon bisher kein Mann zuviel gewesen war. Für die Küche, die in einem halb offenen Verschlag mitten im Wald stand, gab's Arbeit genug. Das Wasser für alles musste in Brenten von weit heraufgeholt werden, beim letzten Haus des Dorfes Grellingen war der nächste Brunnen. Im Sommer konnte man sich wohl unten in der Birs waschen; das war bei dieser Jahreszeit kaum möglich, obgleich es in den ersten Tagen einige Verwegene durchzuführen versucht hatten. Ein Telephon existierte noch nicht im Posten, obgleich der Krieg doch schon über drei Jahre dauerte. Alles musste

unten im Dorf erledigt werden. Was alles am meisten erschwerte, war die schlechte Beleuchtungsmöglichkeit. Die wenigen Petrollampen gaben nur schwachen Schein und wo ein Licht war, drängten sich die Leute.

Des Nachts tauchten immer Kontrollen auf. Der eigene Zugführer, ängstlich auf strengste Pflichterfüllung bedacht, gönnte sich an seinem Standort kaum eine Nacht Ruhe und erschien bei jeder unmöglichen Stunde. Die Wachen kannten seinen stelzenden Schritt, so sehr er sich um Lautlosigkeit bemühte und das Rauschen des Wassers manchen Laut abfing. Zu jenen, die ihn unten am Fluss wohl kaum gehört hätten, wagte er sich nicht über die gefährlichen Stufen hinab. Dafür hatte er droben im Kantonnement immer etwas auszusetzen. Dies war nicht nach Dienstreglement, jenes nicht nach seinem Sinn. Jedesmal gab's Funken; aber dann sah er schliesslich doch ein, dass der Betrieb auch so durchgeführt werden konnte und dass die Dinge ihren rechten Lauf nahmen. Er beruhigte sich und nahm zum Schluss den Postenchef zur Seite, befahl ihm mehr Härte gegen die Mannschaft. Mehr als einmal kommandierte er diesen noch dazu ab, ihn auf seinem Heimweg eine Strecke weit zu begleiten. Der Weg ging dann vom Kessiloch steil durch den Wald in die Höhe; droben bei Nenzlingen schien die Sonne, wenn unten in der Schlucht dichter Nebel brodelte. Es war wirklich wie ein Aufatmen hier oben, selbst wenn der Zugführer nicht nachliess, zu betonen, wie wichtig es sei, gerade in solcher Abgeschiedenheit seine Autorität unter allen Umständen zu betonen.

Freundlich entliess ihn der Höhere, nachdem man am Glöcklifels und seinen alten Vogteimarken vorbeigekommen war und tief unten das Dorf Grellingen sichtbar wurde. Dort hinab eilte der Postenchef; es war ihm, er müsste so schnell als möglich wieder bei seinen Mannen sein. Er machte sich seine eigenen Gedanken über deren Behandlung, wohl wissend, wie wenig man auf die Autoritätssucht der Höheren gab. Dem Jüngern war es wichtig, in der Waldeinsamkeit vor allem gute Kameradschaft unter den vierzig Mannen zu halten; noch nie in ihrem Leben waren sie so aufeinander angewiesen wie hier. Wasser holen, Laternen besorgen, Kantonnements reinigen, Küche in Ordnung halten — das ging alles wie am Schnürchen, ohne dass man streiten musste, obgleich die eigentliche Pflicht der Wache immer mehr von den Ruhestunden wegnahm. Abkommandierungen auf andere Posten, Urlauber und einige Krankmeldungen zwangen den andern immer raschere Ablösungen auf.

Ueberfallübungen fehlten nicht. Alarm gab es mehrmals. Schüsse, die als Alarm in die neblige Luft gerichtet waren, verlangten einmal die Wache, ein andermal den ganzen Posten. Aber ernst wurde es glücklicherweise nie. Nur einmal hatte eine Wache am Fluss einen Mann stellen müssen, der sich den Wassern entlang gegen die Brücken schlich. Zum Posten hinauf geführt, erwies es sich nach einigem Wortwechsel und Warten, dass man tatsächlich nur einen Korbflechter gefangen hatte, der Weidenruten suchen ging. Aber er hatte sich geweigert, seinen Namen zu nennen, weil er im Zivilleben etwas auf dem Kerbholz hatte.

Je näher Weihnachten rückte, desto weicher wurden die Männerherzen im «Kessiloch». Es war eigentümlich, zu merken, wie alle viel stärker an das

Zuhause dachten. Darum passierte es dem träumerischen Seppli, der sonst schon genug von seiner Frau abhing, dass er sich auf der Wache gehen liess und ein Weib, das sich ihm nahte, als das seine ansah, vom Standort weglief und mit der Fremden, die einfach einen Mann suchte, zu plaudern begann. Es hätte schlimm herauskommen können, denn in diesem Augenblick nahte das Automobil des Obersten von Laufen her, hielt an; der Oberst rief nach der Wache. Seppli war aber gar nicht gross erschrocken und wusste irgend etwas zu antworten. Vielleicht war auch der Oberst der nahen Weihnachten wegen weicher als sonst — es soll auch das vorkommen.

Zwei Tage Urlaub für jeden, entweder über Weihnachten oder über Neujahr! Das war eine Freudenbotschaft, mit Wermut vermischt. Denn Ersatz für die Fehlenden gab's wiederum nicht, der Wachtdienst verschärfte sich derart, dass kaum mehr Zeit zum Schlafen übrigblieb. So nahm die Müdigkeit schlimm überhand.

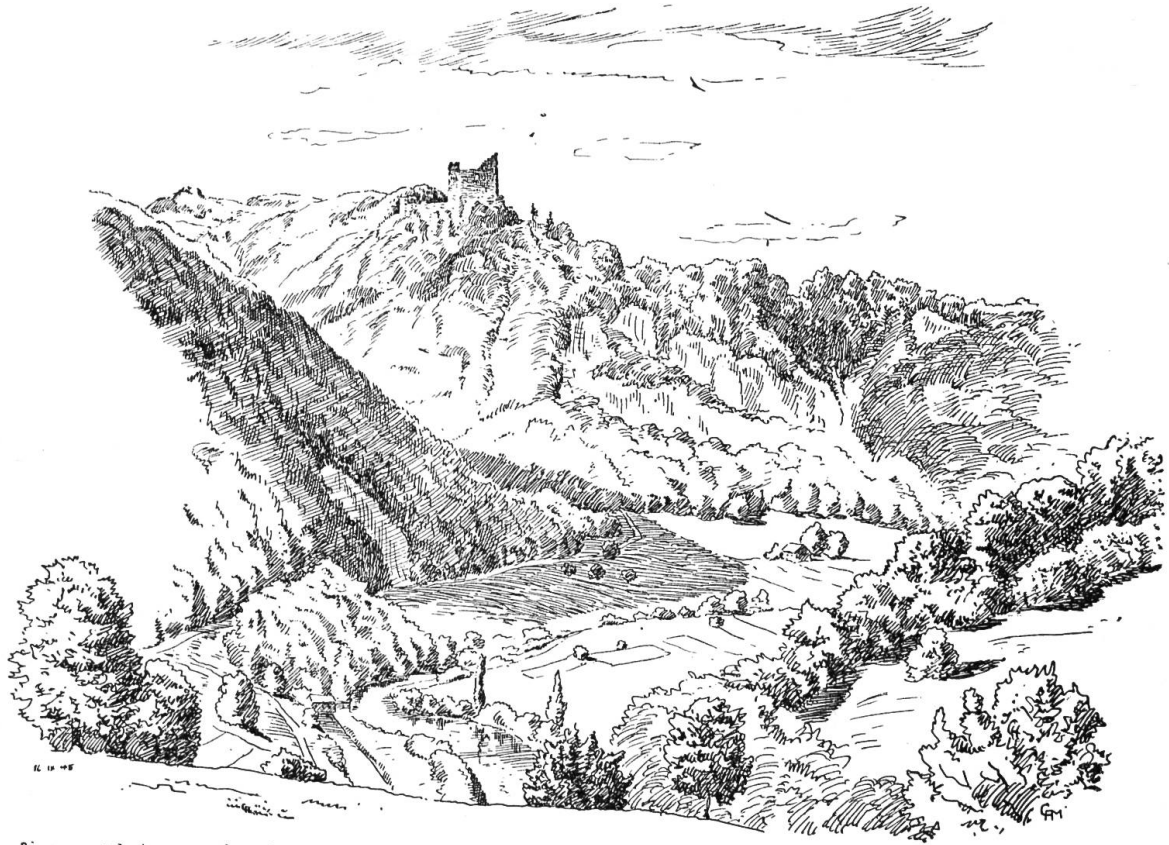
Gleichwohl sollte eine kleine Weihnachtsfeier stattfinden. Der Postenchef ging darauf aus, gerade an diesem Abend Kameradschaft für das Fehlende zu pflegen, obgleich eben jetzt mancher seiner Leute ein herbes Wort über das feierliche Getue fallen liess. Aber das kam ja nur aus dem Verbergen der eigenen schweren Gedanken — —.

Ein Weihnachtsbäumlein sollte in der Baracke nicht fehlen. Wie leicht wäre es gewesen, im nahen Wald ein Tännlein umzuhauen! Aber man wollte anständig sein und sich mit dem Förster des nächsten Ortes verständigen. Der zeigte sich nicht als Soldatenfreund. Beim ersten Treffen liess er den Fragenden abfahren, beim zweiten hiess er ihn an eine Stelle im Walde kommen, die am entgegengesetzten Ende des Gemeindebanns lag. Erst nach langem Suchen und atembeklemmendem Anstieg über eine schneeverwehte Halde erreichte er den Mann, der ihm eine Axt in die Hand gab und ein Bäumlein bezeichnete, das umzuhauen wäre. Dass er, um den unfreundlichen Waldhüter zu befriedigen, noch ein Geldstück hervorzuklauben hatte, kam dem Weihnachtsfreund als ein starkes Stück vor, aber er zahlte. Nun galt es noch, den Baum hinab ins Tal und hinüber ins Kessiloch zu schleifen — auch wieder kein leichtes Stück Arbeit.

Aller Schimpfereien der Kameraden nicht achtend, hatte er den Baum in die grösste der Baracken gestellt, war ins Dorf gegangen, Kerzlein und Kerzenhalter zu kaufen und schmückte die Zweige mit Aepfeln, die ihm in einem Paket zugesandt worden waren. Nur einer war ihm dabei behilflich, Seppli, dem stetig die Augen voll Tränen standen, der unaufhörlich redete, nur um sich selber zu übertönen. Andere hatten einige Flaschen Wein gekauft, um «Stimmung» zu machen, wie sie sagten.

Der Abend kam. Hauptmann und Feldprediger erschienen. Aber die kurze Weihnachtsfeier wurde mehrmals durch Ablösungen und einen kurzen, unnötigen Alarm unterbrochen. Der Feldprediger sprach warm und männlich zugleich, aber es gefiel doch nicht allen, weil sie lieber daheim gewesen wären und die ganze Romantik des Birstales und dieses unvergesslichen Abends ehrlich zum Teufel wünschten. Der Wein war vom Herrn Hauptmann gerne mitgetrunken, aber nicht — wie erwartet wurde — mitbezahlt worden.

Dem Postenchef war es weh zu Mut, als er die Kerzlein am Baum ausblies.



*Birstal bei Duggingen am Rhein 1895*

Das Birstal bei Duggingen mit Ruine Pfeffingen.

Zeichnung von C. A. Müller.

Ein seelischer Katzenjammer breitete sich über ihn wie seine Kameraden aus. Mehrere sonst gutmütige Mannen machten plötzlich Schwierigkeiten, als sie zur Wachtablösung antreten sollten. Die Weihnacht war aus.

Es folgten ein paar trübsinnige Tage, wo das Zusammenspiel unter den Kameraden aufs Schlimmste haperte. Jeder sorgte nur für seinen Schlaf und für seine Freizeit. Beides war bedenklich zusammengeschrumpft. Einer der Kameraden hatte sich viel zu spät vom Urlaub zurückgemeldet, andere hatten für ihn wachen müssen. Das gab bitterböses Blut. Er suchte sich mit falschen Angaben reinzuwaschen. Ein Rapport war unvermeidlich. Der Hauptmann erschien auf dem Posten und wurde faustdick angelogen; die Angelegenheit verlief ohne Strafe. Aber das gegenseitige Zutrauen unter den Leuten war dahin.

Dazu kam, dass die Geschichte vom Weihnachtsbaum unter den Mannen weiter ging und zuletzt im Dorfe bekannt wurde. Bei einem Gang zum Telefon hinab stiess der Postenchef unversehens auf den Waldhüter, der erst wütend auf ihn einsprach, sich schliesslich aber entschuldigen wollte; er könne nichts für seine grobe Art, zudem sei seine Frau schwer krank; wenn man das Geld für den Baum zurück haben wolle, da sei's. Aber die Weihnacht war vorbei, er musste es behalten.



Ein einziger Lichtblick in solchem Dunkel war, dass es über die Weihnachtstage mild geschneit hatte. Der Rauhreif verschönte die Birsufer wie noch nie. Aus dem strahlenden Weiss leuchteten die Wappenmalereien an den Felsen in besonderer Pracht. Das erinnerte daran, dass auch die jetzige Wachmannschaft sich auf solche Weise verewigen sollte. Da unter den Mannen ein Maler war, der immer wieder die Arbeit zu leisten versprach, so sah es wirklich darnach aus, als sollte ein weiteres Kennzeichen zu den bisherigen kommen und für alle Zeiten auf unsere Kriegsweihnacht hinweisen. Wie viele Einheiten hatten denn schon hier in der tiefsten Romantik des Birstales Weihnachten und Neujahr feiern müssen?

Und noch eines war, das froh machte: Weihnachtskerzlein und Baumschmuck waren nicht vergeblich gekauft worden. Im kleinen Laden an der Dorfgasse hatten die Verkäuferinnen besonderes Verständnis für die vereinsamten Mannen gezeigt. Das jugendlich freundliche Gesicht der einen blieb mit dem Lichterglanz des Baumes verbunden. Das hatte nicht nur der Postenchef allein gefühlt. Auch einige der Mannen drängten sich gerne dazu, das Petrol für die Lampen zu holen, was zuvor nie mit solcher Eile besorgt worden war. Was doch ein frohes offenes Mädchengesicht auf verbitterte Mannen bewirken kann!

Am fünften Januar kam unerwarteter Befehl, den Posten zur Ablösung bereit zu halten. Jetzt, wo wir die schlimmen Urlaubstage hinter uns hatten, jetzt, wo man wieder vollzählig war und eine geregelte Wache einrichten konnte, bei der jeder auch zu seinem wohlverdienten Schläfe kam! Jetzt, wo der Winter in seiner ganzen Pracht die Talenge füllte und es eine Freude war, im verschneiten Walde zu hausen, zwischen den Stämmen der Bäume nach dem Lichte auszuschauen, das durch den engen Riss des mündenden Kaltbrunnentales für kurze Mittagsstunden auf's Barackenlager fiel. Jetzt, wo es möglich geworden wäre, den Baselstab zum bleibenden Gedenken an einen der Felsen zu malen — die Stelle war längst ausgesucht worden und blieb nun für Andere frei . . . Jetzt, wo wir endlich auch frisches Stroh gefasst, das heisst, in Laufen geholt hatten, die Kantonnemente vom Staube befreit und das Schlafen ein Vergnügen war! Jetzt, wo eben für den einen oder andern im Dorf unten eine kleine Freude aufzuleuchten begann und vor den Uebrigen der Postenchef in hellen Mädchenaugen alle Unrast vergass, die ihm die nur langsam weichende Vertrauenskrise unter den Kameraden bereitet hatte.

Aber Befehl war Befehl! Zur vorgeschriebenen Stunde stand die alte Mannschaft auf dem Platze, wo sie vor langen Wochen im tiefsten Dunkel ihre Pflichten übernommen hatte. Die neue Wache rückte gegenüber auf, die beiden Kommandanten suchten alle Wachtposten zusammen und lösten sie ab — es war ein nicht leicht zu nehmender Abschied unten am rauschenden Fluss und oben auf den Brücken, die sich majestätisch über die lebhaften Wasser spannten.

Wegen einiger fehlenden Wolldecken gab's ein kleines Rencontre. Niemand wollte schuld sein daran, die Mineure am wenigsten, die in der entferntesten Baracke schlecht unter Aufsicht genommen werden konnten. Aber man zog schliesslich ab, eben wie der Zugführer erschien und noch einmal seine «Autorität» geltend machen wollte.

Im Dorfe standen die frohen Mädchen unter der Tür ihres Geschäftes und winkten den Vorüberziehenden. Weihnachtskerzlein und russiges Petrol — was waren sie doch wert gewesen hier hinten in der Einsamkeit!

Der Marsch ging durch den sonnigen Wintermorgen talwärts. Jetzt tauchte der Koloss von Angenstein auf, der alte wuchtige Burgturm. Mehr als je schien er der rechte Romantiker des Birstales zu sein, der eigenartige Erlebnisse hinter sich einzuschliessen weiss und vor dem erst sich das gewohnte alte Leben wieder auftat.

Hier wäre eigentlich die Beschreibung des reizvollen Birstales zu Ende. Aber die Geschichte vom «Kessiloch» fand durch das russige Petrol eine Fortsetzung, dank den eigenartigen Rechenkünsten eines Fouriers, der für den Leuchtsaft viel zu viel an jenes kleine Ladengeschäft im Birsdorf bezahlte. Die Mädchen wussten mit dem vielen Geld erst nichts anzufangen. Später gestand das Jüngste, den Namen des einen Soldaten zu kennen, der die Weihnachtskerzlein gekauft hatte. So wurde es beauftragt, diesen zu fragen, was zu tun sei . . . Was brauche ich weiter noch zu erzählen?

Die Romantik des Birstales spann ihren Faden weiter und hoffentlich wird er nie mehr abreißen.

## **Buurechrank.**

Von Bernhard Moser.

Der Aetti set zum Dokter,  
Der Aetti wot nit goh;  
Im Ofenegge hockt er  
Und rüeft dr Mueter noh: —

I wett myseel nüt säge,  
Wen i no zwänzgi wer; —  
Jetzt man is nüm verträge,  
I schlücke lieber leer!

Aus „Wende“. Neue Gedichte. Olten, Frühjahr 1947.